

JÄHRLICHER BRIEF

Hochwürden und geehrter Herr -

Mein Brief muss ein sehr einfacher sein, ist er doch geprägt von einem Volke, dessen Tiefstand einem nachdenklichen Geist (siehe Sir Samuel Baker's Einführung zu seinem Buch über Afrika) die Frage nahelegt, ob sie ebensoweit unter dem Christentum stehen wie unter der Zivilisation; oder ob sie, so abgeschnitten sie selbst von den Mitteln der Zivilisation sind, nicht gleichfalls vom Christentum abgeschnitten sind, und ob wir nicht eigentlich ihnen künstlich sowohl die Zivilisation als auch das Christentum aufzwingen, so dass, wenn der Missionar ginge, alle sein Ende fände; - ein Volk, so muss hinzugefügt werden, das, unterstellt sie wären auf die eine oder andere Weise bereits Christen, aufgrund der Natur ihres Landes und ihrer Abgeschlossenheit von der christlichen und zivilisierten Welt nicht anders könnte, als derart heruntergekommen zu bleiben in ihrem äußerlichen Zustande, wie sie es jetzt als Heiden sind, und in dieser Hinsicht ist der Fall der Inlandsstämme Afrikas deutlich unterschiedlich von dem der Südseeinsulaner und der Indianer Nordamerikas - ohne direkten Austausch mit dem christlichen Europa, doch dafür eine trennende Wand, gezogen von einer mohammedanischen Macht an der Küste. Ich habe es oft als bezeichnend empfunden, dass weder Predigt noch Konvertiten erwähnt werden in Verbindung mit dem Verkehr des Paulus mit dem Bagbagoi von Meleti (*Randnotiz J.R.:* "Der einzige uns in der Heiligen Schrift überlieferte Fall, dass ein Apostel mit Menschen in unzivilisiertem Zustand in Kontakt kam"), während er sich andererseits ohne weiteres einer Synagoge bediente; Tatsachen, die zeigen, dass dem Christentum der Weg geebnet wird durch die Zivilisation und diese im gleichen Verhältnis zu jener steht wie Kern zu seiner Schale, so aber dass, während es keinen Kern ohne Schale gibt, es sehr wohl eine Schale ohne Kern geben kann. Es ist die Natur der Dinge in Ostafrika - Armut und Erniedrigung schließen ab - das Verlangen nach einer Schale für den Kern des Evangeliums, welches vorgestellt wird, welches dem Missionar einen solch großen Umfang an weltlicher Arbeit aufbürdet (wie in meinem Brief vom vergangenen Mai dargestellt), und dies in meinem Fall, soweit ich sehen kann, noch eine Zeitlang tun wird; eine Art von Arbeit, die mir selbst ein Kreuz ist und einen detaillierten Bericht, konzentriert wie er sein mag, zum unerwünschten Element von Missionsberichten macht; ich werde mich daher auf eine einfache Darstellung der Hauptmerkmale beschränken, die unser Leben an der Station im laufenden Jahr ausmachten. Der Kontrast zwischen dem frühen und dem späteren Teil des Jahres zeigt auf schlagende Art und Weise die Eigentümlichkeiten menschlichen Lebens in Ostafrika.

Im Monat April und Anfang Mai bot die Ostafrikanische Mission ein sehr erfreuliches Bild; zunächst durch das herzlichen Willkommen, das unsere Wanika-Christen Mr. und Mrs. Sparshott dadurch bereiteten, dass sie mehrere Kirchenlieder sangen (welche ich in ihrer Sprache komponiert, und die W. Jones für uns aus eigenen

Stücken in Sansibar gedruckt hatte) und ihnen Gottes Segen für ihre Arbeit unter ihnen wünschten, und sodann durch die frische Liebe und den Schwung, mit denen ihre neuen Lehrer ihre Arbeit in der Schule aufgenommen hatten, welche gut besucht war für eine solch kleine Siedlung, wie es Kisuludini noch ist, wobei einige heidnische Mädchen und Ältere durch den Impuls zu kommen bewogen worden waren, den sie von den Neuankömmlingen erhalten hatten (speziell von „Bebi“, die erst die zweite europäische Frau war, die sie je gesehen hatten). Am Abend besuchte eine sogar noch größere Anzahl die Gebetsversammlung. Alles machte einen sehr ermutigenden Eindruck, und meine Kollegen freuten sich über die Arbeit, die sie gefunden hatten. Das erfreuliche Bild begann bereits, sich zu wandeln, als mir Mrs. Sparshott schrieb (der ich zu der Zeit in Mombasa war): „Mein lieber Gatte hielt gerade lange genug durch, dass die Schule während George`s Abwesenheit nicht einen Tag ausfallen musste.“ Und „An einem der Abende, George war in Mombasa, kamen 19 zum Gebet. Unter ihnen waren mehrere Frauen, Polly übersetzte.“ Ich war sehr zufrieden beim Anblick der Hütte, in der sie wohnten, und die ich für die Afrikaner aus Bombay gebaut hatte, tat sie doch so viele Dienste, sowohl als Wohnhaus als auch als Schule und Kapelle. Am Karfreitag kamen die Ältesten aus Ràbai Mpia, um den neuen Lehrer und seine Frau zu begrüßen, natürlich in Erwartung eines Geschenks, welches sich Mr. Sparshott jedoch weigerte, zu geben. Ich überließ den regulären Gottesdienst meinem jüngeren Kollegen mit George als Übersetzer und führte die Ältesten in den Schatten von Bäumen, die an der Station gewachsen sind, und predigte ihnen über den gekreuzigten Christus, wie seiner an diesem Tag im Speziellen gedacht wird. Da es in ihrer Sprache kein Wort für das Kreuz gibt, musste ich eines formen, wie ich es schon oft getan hatte. Einer von ihnen (ein Neffe des verstorbenen Häuptlings), der seit Beginn der Mission das Evangelium viele Male von Dr. Krapf gehört hatte, stellte als Reaktion in Aussicht, dass schrittweise ihr ganzer Stamm zum Christentum übertreten werde, was er veranschaulichte mit dem allmählichen Vollaufen der entlegeneren Mulden in einem Flussbett während der Regenzeit, das an anderen Stellen trocken sei (so eigentümlich für dieses und andere tropische Länder), bis die ersteren überfließen und einen Sturzbach bildeten. Während er es beschrieb, imitierte er, wie nur die Afrikaner imitieren können (und vielleicht Wilde im allgemeinen) mit seiner Stimme die natürlichen Laute, wie sie zunächst ein Plätschern und dann der gewaltige Strom des Wassers hervorbringen.

Seine Rede ist bedeutsam insoweit, als sie den Teil des Erfolges einer Mission darstellt, den Statistiken niemals zeigen können. Und wenn wir auch nicht die individuelle Bekehrung mit der eines Volkes verwechseln sollten, wird doch in einem heidnischen Land unter anderer als einer europäischen Regierung, woselbst Paulus nicht mehr sagen kann „Ich bin ein Römer“, das Wohlwollen der Machthaber die einzige Gewähr für die Existenz einer Mission sein. Körner der Saat des Evangeliums findet man manchmal auch dort, wo sie keiner erwarten würde. Zum Beispiel einen kleinen Heidenjungen, der mich eines Sonntags zu einem benachbarten Weiler begleitete; als wir an ein paar Schäferjungen auf unserem Weg vorbeikamen, setzte ich mich mit ihnen an den Wegesrand um auszuruhen und zeigte ihnen ein paar kleine Bilder zur Illustration der Biblischen Geschichte; eins von ihnen stellte den Erlöser am Kreuz dar, und mein kleiner Begleiter bemerkte, als er es gewahrte, sogleich zu den anderen Jungen: „Dies ist der, der

an einen Baum genagelt wurde; das ist er, der unsere Sünden auf sich nahm – der zum Opfer für alle Menschen gemacht wurde – der ihnen zu „ngufu mbizo“ (gute Stärke oder Fähigkeit) verholfen hat.“ Überrascht wie ich war, ließ ich ihn mehrmals wiederholen, was er gesagt hatte. Wer, so dachte ich, wenn ich ihn später sah, würde dir mit deinem knappen und schmutzigen Lendentuch (dem Kennzeichen der Heiden in diesem Lande) zutrauen, irgendetwas vom Evangelium zu wissen? – Am Ostertag feierten wir das Abendmahl, und der Fortschritt der Mission, langsam wie er ist und unter den obwaltenden Umständen sein muss, war markiert durch die beiden zuerst getauften Konvertiten (Abraham und sein Sohn Isaak), welche so konsequent christlich waren auf ihrem Weg und bei ihren Gesprächen, dass sie ohne Zögern zum Abendmahl zugelassen werden konnten.

Doch zurück zu der Schule, welche wir mit frischer europäischer Energie abgehalten sahen. Ach – Afrikas Klima verdarb bald das Eine, und afrikanische Beunruhigung bereitete kurz darauf dem anderen das Ende. Der europäische Missionar wird, hier wie in Westafrika, zunächst selbst hilflos gemacht, bevor ihm gestattet ist, anderen zu helfen.

Im Laufe des Monats Mai mussten Mr. und Mrs. Sparshott nicht nur ihre Arbeit in der Schule aufgeben, sondern mussten selbst betreut werden, und die Schule musste an einen anderen Ort umziehen. Die verbliebenen Afrikaner aus Bombay erwiesen sich nun in der Tat als Hilfe in der Not, welche im Falle der Frau noch durch eine Niederkunft vergrößert wurde. Es ist schwer zu sagen, was sie ohne sie ausgerichtet hätten; so hatte der Herr wahrlich für unsere Freunde in der Zeit ihrer Krankheit gesorgt. Sie waren auch Mr. New aus Ribe sehr verbunden für seine freundliche Aufmerksamkeit und Unterstützung, welche er ihnen für eine beträchtliche Zeit gewährte. Ende September gingen sie, gleich nachdem sie ihr Kind verloren hatten, um etwas Ablenkung zu finden nach Mombasa, wo sie jetzt noch sind. Mr. Sparshott bat mich, von seiner Seite mitzuteilen, dass sie wegen wiederholter Fieberanfälle sehr wenig Fortschritt in der Sprache gemacht haben und gehindert gewesen seien, irgendwelche Versuche zu machen, wirklich zu arbeiten (bis natürlich auf die Arbeiten, welche sie vor der Krankheit erledigt hatten). Die Schule, nun wieder auf ihre frühere kleine Schülerzahl reduziert, wurde von George noch in einem halbfertigen Gebäude fortgeführt, in das, da es dem kalten und mit großer Stärke wehenden Südmonsun derart ausgesetzt war, die armen, halbnackten Kinder nur widerwillig kamen. Doch war es nicht die Kälte, die ihr einstweilen ein Ende bereitete.

Das wärmere Wetter war bereits zurück (im September) als andere Umstände eintraten, welche weder Frau noch Kind an der Station zurückbleiben ließen. Die Kinder gehörten zu drei Familien. Eine, von der der Vater und zwei Söhne getauft sind, zog für eine Weile an einen anderen Platz; die zweite, mit einem Stiefvater (der verstorbene Vater der Kinder war getauft), die in einer einsamen Hütte auf ihrer Pflanzung an der Grenze unserer Siedlung lebten, fielen der Feindschaft zum Opfer, die nun seit 3 Jahren zwischen den Stämmen der Ràbai und der Kiriama besteht; der Mann und seine Frau (eine Sklavin) wurden auf verräterische Weise in der Nacht umgebracht und die Kinder verschleppt (ein kleiner Junge ausgenommen, der sich verborgen hatte) Zurück blieb der alte Abraham Abe Gonja, bei dem einige Enkel wohnten. Seine Verwandten, besorgt um seine

Sicherheit, drängten ihn, in einer ihrer „Kayas“ (provisorische Städte) Zuflucht zu suchen, bis das Land sich wieder beruhigt hätte. Er brach mit Frau und Kindern noch am selben Tage (24. September) auf. Mr. und Mrs. Sparshott waren nach Mombasa gegangen, wo ich selbst zu dieser Zeit war. Und das war das Ende der kleinen Schule.

Der Oktober verging still, doch während der letzten vierzehn Tage war das arme Volk wieder in ständiger Alarmbereitschaft, und einige weitere Nachzügler wurden getötet und Frauen entführt von kleinen Trupps, welche das nördliche Grenzgebiet des Ràbai-Territoriums unsicher machten (in einer Entfernung von 4-5 Meilen von uns). Die gegenwärtigen Unruhen sind nicht auf unsere Gegend beschränkt, sondern erstrecken sich über einen großen Teil Ostafrikas. Vor ein paar Tagen kam ein Inkamba zu mir mit der Bitte, ich möge für ihn eine Mauer gegen die Massai um seinen Viehkraal herum bauen und bot mir an, mich in Vieh auszuzahlen. Ich antwortete, dass ich ihm 50 Köpfe Vieh geben würde, wenn er nur vollenden würde, was ich angefangen hatte. Er lachte und sagte "bàsé", also: er müsse es lassen. Die Gallas, früher ein Schrecken aller Nachbarn, werden jetzt selbst bedrängt von den Massai, und selbst von den Wakamba, und aufgelöst und zerstreut von den fanatischen Somalis, die sie zu Moslems machen wollen! So ist gegenwärtig der unklare Zustand dieser Länder, dass es weit weniger Aussicht für uns auf eine Ausweitung unserer Mission ins Landesinnere gibt als vor 20 Jahren; doch gibt es die bessere und höhere Aussicht, dass ihr Notstand zu Gottes Gelegenheit wird.

Ich empfehle mich Ihrer christlichen Anteilnahme und
Ihren Gebeten.

Und verbleibe

Reverend und lieber Herr

Mit freundlichen Grüßen

J. Rebmann